ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Alles wieder auf Anfang!

Liberia: Wie gelingt der Frieden nach einem endlosen Bürgerkrieg? Eine Geschichte Von Vorschlaghämmern, Frauen, die Männern Befehle erteilen, Sushi in Monrovia und der ersten Präsidentin Afrikas

Gabriele Riedle, GEO, 01.12.2009

Vielleicht müssen die Jungs ja wirklich einfach zuschlagen, damit alles gut wird. Müssen nur alles kurz und klein hauen mit ihren Vorschlaghämmern, die fast halb so groß und schwer sind wie sie selbst. Es sind 20, 25 junge Männer in giftiggrünen Leuchtwesten, die da ihre Muskeln anspannen, ausholen, ihre Arme fliegen und dann die schweren Eisen niederkrachen lassen auf das, was in Monrovia nicht mehr sein soll, wie es viel zu lange war. Und vorsichtshalber halten wir ein wenig Abstand an diesem Freitagnachmittag am Somalia Drive, ganz im Westen von Monrovia, wohin wir eingeladen wurden von Mary Broh, der neuen Bürgermeisterin der Hauptstadt von Liberia.

Sie erteilt die Befehle, wenn die Jungs nun einschlagen auf kaum mannshohe Hütten an den Straßenrändern. Auf windschiefe Verschläge von illegalen Autowerkstätten, umgeben von Öllachen und von rostigen Ersatzteilen auf nackter, roter Erde. Auf offene Bretterbuden, die sich Restaurants nennen, weil sich im Straßendreck davor Kundschaft Kalorien zuführen kann. Auf sogenannte Tankstellen, wo unter Wellblechdächern Benzin in Limonadenflaschen verkauft wird. Auf Holzgestelle, auf denen Händlerinnen einzelne Bonbons anbieten, Unterwäsche aus zweiter Hand und irgendein Mittelding zwischen Räucherfisch und Kohle.

Auf städtische Unordnung also. Auf gesellschaftliches Chaos. Auf Armut. Auf das ganze Elend Liberias nach einem Vierteljahrhundert voller Willkürherrschaft und 14 Jahren Bürgerkrieg und Anarchie. Ein Drama, das 1980 mit einem Putsch begonnen hat und noch längst nicht wirklich beendet ist.

Irgendwann hat fast jeder gegen jeden gekämpft in diesem Land: Warlords gegen Warlords, Rebellen gegen Rebellen, Kindersoldaten gegen Kindersoldaten.

Bis zu 250 000 Menschen sind gestorben in diesem Land mit nur knapp 3,5 Millionen Einwohnern, mehr als eine Million versteckten sich im Regenwald oder fanden Zuflucht in Lagern in anderen Ländern der Region.

Seit 2003 jedoch sind UN-Friedenstruppen im Land. Ein internationales Kontingent von zunächst 16 000 Blauhelmen, einer der größten Einsätze in der Geschichte der Vereinten Nationen, auf einem vergleichsweise kleinen Staatsgebiet, in dem fast nichts ist außer Buschwerk und tropischem Regenwald.

Inzwischen steht auch Charles Taylor, der ehemalige Präsident und gleichzeitig der mächtigste der Warlords, in Den Haag vor einem internationalen Strafgericht, wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Und es hat einen politischen Neuanfang gegeben. Im Jahr 2006, als die Präsidentin Ellen Johnson-Sirleaf ihr Amt antrat, die erste gewählte Frau an der Spitze eines afrikanischen Staates.

Seither machen sich viele Hoffnungen.

Auch wenn es den Allermeisten inzwischen kein bisschen besser geht als zuvor, Korruption selbstverständlich ist, ein Rechtsstaat praktisch nicht existiert und es von einer Sekunde zur anderen wieder losgehen kann und ehemalige Kämpfer wegen der kleinsten Kleinigkeit wieder zu ihren Macheten greifen und oft genug auch zu Schusswaffen.

Aber wer wüsste schon sicher, was zu tun nun richtig und was falsch ist? Um das Land politisch und ökonomisch in Ordnung zu bringen. Um die Körper und die Seelen zu heilen. Und auch, um wenigstens die Städte bewohnbar zu machen.

Damit es vielleicht doch wieder so etwas gibt wie Zukunft.

So hören wir, während wir unterwegs sind, hier in der Hauptstadt Monrovia und auch in den Regionen weit draußen im Regenwald, überall patriotische Reden.

Alle sagen: Wir müssen etwas tun, weiterkommen, das Land aufbauen! Und dann fragen wir: Wie machen Sie das?

Wie geht das? Und manchmal stellen wir sogar die ganz große Frage. Nämlich die, wie aus Krieg Frieden werden kann.

Um das zu erfahren, sind wir hier.

Der Trupp von Mary Broh, der neuen Bürgermeisterin, die erst wenige Wochen zuvor von der Präsidentin persönlich eingesetzt wurde, versucht es an diesem Nachmittag am Somalia Drive nun also mit Gewalt. Manche nennen Broh die Generalin, wegen ihrer Entschlossenheit und ihres Tatendrangs, und wir können ihr kaum folgen, während sie in einer Geschwindigkeit, als müssten Monrovia, Liberia, die Welt jetzt gerettet werden oder nie, einen Haken nach dem anderen schlägt.

Weil das weg muss, und das, und das dort drüben ohnehin. Schmutzig, ruft sie, alles schmutzig, und im Furor überschlägt sich ihre Stimme, und ihr Gesicht verzieht sich vor Abscheu.

Denn Mary Broh weiß, dass Städte anders aussehen können. Wie New York City beispielsweise, wo sie jahrzehntelang gelebt hat, zuletzt als Verwaltungsangestellte in Manhattan, eine von unzähligen liberianischen Migranten, die zeitweise weggegangen waren aus ihrem Land. Aber die Präsidentin hat Broh zurückgerufen, so wie viele ihrer alten Freunde. Und auch ihrer Freundinnen, denn es sollten nun auch Frauen in wichtige Positionen, und besonders von diesen ist inzwischen ständig die Rede:

Ein Land unter weiblicher Führung soll Liberia sein, so ist überall zu lesen, vor allem im Westen.

Dabei sind es noch nicht einmal besonders viele Frauen, die im neuen Liberia unter Johnson-Sirleaf eine gewisse Macht erlangt haben. Aber in der real existierenden afrikanischen Männergesellschaft machen diese wenigen umso mehr Eindruck.

Mary Broh hat begonnen aufzuräumen, kaum dass sie 2006 nach Hause gekommen war. Vor allem gegen Korruption und hemmungslose Selbstbereicherung begann sie vorzugehen - die hartnäckigsten Traditionen Liberias.

Zunächst als Leiterin der Passbehörde, dann als Finanzchefin des Freihafens von Monrovia, wo noch immer eine ganze Reihe ehemaliger Warlords die besten Geschäfte machen. Weshalb Broh schließlich um ihr Leben fürchten musste, während die Aufrechten im Land sie bewunderten für ihren Mut.

Und jetzt ist Monrovia dran, die Hauptstadt, die in einem schrecklichen Zustand ist, eine Zusammenballung aus Müll und viel zu vielen Menschen. Hunderttausende hat der Krieg in die Stadt gespült, Flüchtlinge die einen, Kombattanten die anderen. Mehr als eine Million Menschen, ein Drittel aller Einwohner des Landes, lebt in dieser unüberschaubaren Ansammlung von dicht an dicht gebauten Wellblechhütten, von Ruinen ohne Wasser und Strom, von Betongerippen, die einmal Hochhäuser waren mit Fassaden aus Glas und Metall.

Jetzt gehören auch sie den Heimatlosen, die dort kampieren, und dem schwärzlichen tropischen Schimmel. Eine Stadt zum Verzweifeln, ein Gemeinwesen, das noch einmal ganz neu geplant werden müsste. Eine Herausforderung wäre das, für die allerfähigsten unter den Urbanisten.

Mary Broh jedoch geht es um das, was sie "Verschönerung" nennt, in einer Mischung aus Ekel vor der alten Heimat und eisernem Erneuerungswillen. Und so lässt sie ihre Freiwilligen heute am Somalia Drive wüten und morgen irgendwo anders in dieser uferlosen Stadt, auch wenn viele sagen, so werde die Armut nur versteckt. Gegen Vorwürfe weiß sich Broh zu schützen, mit ihrem Panzer aus Unbestechlichkeit. Der Hass der Straßenhändlerinnen, die sie vertreibt, die Verzweiflung der Leute aus den demolierten Hütten, sie setzt sich darüber hinweg.

Frau Bürgermeisterin, rufen wir ihr zu am Somalia Drive, was soll mit diesen Familien geschehen?

Da stöhnt sie nur kurz auf und verlangsamt kaum den Schritt. Von ihr aus sollen sie doch zurück in ihre Dörfer gehen und dort Kassawa anbauen. Und während Holz splittert, Metall sich zu den bizarrsten Formen verbiegt und Mauerwerk in sich zusammenfällt, rennen in alle Richtungen Leute davon und retten, was sie retten können: windschiefe Holzbänke, grob gezimmerte Schemel und Tischchen, Mörser und auch die Stößel, mit denen die Frauen Getreide zu Mehl gestampft haben am Straßenrand.

Den Rest werfen die Freiwilligen mit den Vorschlaghämmern auf riesige Scheiterhaufen. Auch wenn ihr es nicht für möglich haltet, ruft einer der Jungs, während alles in Flammen aufgeht und Mary Broh zum nächsten Schauplatz sofortiger Verschönerung rennt, am Ende, ruft er, werden alle glücklich sein!

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Macht man so eine neue Gesellschaft?

Eine Stadt? Einen Staat? Ein neues Leben?

Es kann nur besser werden. Es muss.

Hauptsache, etwas verändert sich. Sodass es alle sehen. Und wenn nur in Monrovia die Straßen sauberer werden.

Nicht nur am Somalia Drive zeigt sich, wie unsicher, wie aufgebracht die liberianische Gesellschaft ist. Schon allein weil ja so viele irgendwann außer Landes waren, und als sie zurückgekommen sind, da hatte sich das Leben in ihrer alten Heimat völlig verkehrt.

In der Region um Palala zum Beispiel, im Norden, an der Grenze zu Guinea. Wir sitzen vor ein paar Hütten, auf der gestampften Erde rennen Kinder umher und Hühner, Frauen tragen Feuerholz auf den Köpfen. Dann bleiben die Frauen stehen und erzählen. Von den Lagern in Ghana, in denen sie Zuflucht gefunden hatten während des Krieges. Und davon, wie sie anschließend ihre Männer entmachtet haben.

Denn dort, in den Flüchtlingslagern, haben die Hilfsorganisationen ebenfalls besonders die Frauen angesprochen. Haben sie weben gelehrt, färben, nähen, den Umgang mit Geld, das Alphabet, und auch, wie man die eigenen Erzeugnisse mit Gewinn verkaufen kann auf dem Markt.

Und sie haben ihnen erklärt, dass auch sie den Mund aufmachen und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen können, und das, sagen die Frauen, haben sie dann auch getan. Denn nach ihrer Rückkehr haben sie kurzerhand die Posten der traditionellen Führer besetzt, während die Männer noch abwarteten und zurückblieben in den Lagern. Mittlerweile haben die Frauen in der Region um Palala mehr als 50 Dörfer übernommen.

Die zurückgekehrten Männer wehrten sich, reichten Klage wegen weiblicher Amtsanmaßung ein bei den Behörden in Monrovia.

Tatsächlich ertragen die Männer im Land anscheinend oft nur schwer, dass die Frauen Hilfe und Aufmerksamkeit bekommen und zumindest ein ganz klein wenig stärker geworden sind als früher. Deshalb rächen sie sich, so sagen viele Frauen. Mit Vergewaltigungen. Die inzwischen zu den häufigsten Schwerverbrechen im Land gehören. Sodass die Hilfsorganisationen nun auch diese Aufgabe haben: all die Plakate zu kleben, auf denen die betroffenen Frauen aufgefordert werden, sich zu melden.

In der Region um Palala immerhin haben die Männer gemerkt, dass es gar nicht so schlimm ist, wenn die Frauen sich einmischen. Weshalb sie sich wieder beruhigt haben. Zumindest dort.

Nach drei, vier Stunden Fahrt durch unzählige Schlaglöcher von Monrovia in Richtung Süden treffen wir Julia Duncan- Cassell, genannt Pinky. Zuletzt Bankerin in San Francisco, jetzt Superintendent, eine Art Gouverneurin, der Provinz Grand Bassa mit Sitz in der Küstenstadt Buchanan.

Noch eine alte Freundin der Präsidentin, noch eine, die von ihr zurückgerufen wurde, damit sie sich kümmere um eine gottverlassene Gegend. Eine Gegend, in der es nicht viel mehr gibt als einige rostige Verladeeinrichtungen für Eisenerz, längst überwuchert von gierigem Grün, sowie einen Hafen, in dem alle paar Wochen ein Schiff festmacht.

Für einen Moment hat es hier kürzlich sogar eine Illusion von Fortschritt gegeben.

Von mindestens 3000 dauerhaften Arbeitsplätzen, weil ein indischer Stahlgigant in der Provinz Eisenerz abbauen wollte. Aber dann kam die Weltwirtschaftskrise, der Moment war vorüber, und übrig blieben auch hier nur schimmelige Ruinen.

Wenigstens hat Duncan-Cassell dafür gesorgt, dass in Buchanan ein Kino eröffnet wurde. Ansonsten hat sie sich eingerichtet auf einen sehr langen Weg zu ein wenig Wohlstand.

Natürlich haben die Leute am Anfang gefragt: Was will denn die hier, diese Pinky aus San Francisco, nachdem sie 26 Jahre im Ausland war? Gute Frage, hat sie geantwortet. Aber dies ist auch mein Land, und ich war nicht freiwillig weg. Und jetzt wünsche ich mir, dass ihr hier nicht so in den Tag hinein lebt!

Und noch eine ist zurückgekehrt: Munah Sieh, die erste Polizeichefin in der Geschichte des afrikanischen Kontinents.

Frühmorgens machen wir uns mit ihr in einem russischen UN-Militärhubschrauber auf zu einer Inspektionsreise in abgelegene Gebiete. In der einen Ecke des Landes wird mitten im dichtesten Grün eine Polizeistation eröffnet und in der anderen muss Sieh herausfinden, wie es geschehen konnte, dass 40 Häftlinge in den dichten Wald hinter einem Gefängnis entkommen sind, während davor schwer bewaffnete jordanische Blauhelme wachten. Ein unendlich langer und ermüdender Tag. Und wir hören den ungeheuerlichen Lärm der Rotoren, und wir spüren die Erschütterungen und sehen, wie die Polizeichefin dennoch ausruht und schläft im Flug.

Als junge Frau war Munah Sieh Motorradpolizistin, stolz auf die Maschine, auf die Uniform, und später, als Emigrantin, war sie Lehrerin in New Jersey.

Jetzt trägt sie sogar eine Uniform mit Tressen und jeder Menge Gold. Eine beeindruckende Gestalt von ziemlicher Breite und maximaler körperlicher Präsenz, und wenn die Männer vor ihr stramm stehen, brüllen sie zuerst "Yes, Sir", bevor sie sich korrigieren und "Yes, Madam" rufen. Anschließend erklärt sie ihnen geduldig, dass Polizisten nun nicht mehr die brutalen Schläger sind, die vom Pickup springen und draufhauen sollen.

Denn dafür vor allem sind diese strengen Mütter da: um zu zeigen, dass Liberia noch einmal von vorn anfängt. Die reichen Staaten wie Schweden, Deutschland oder die USA, auf deren Hilfe das Land dringend angewiesen ist, sehen solche tatkräftigen Frauen gern. Man kann das getrost Propaganda nennen, wofür die Frauen in dieser Hinsicht gut sind. 268 Millionen Euro Schulden hat die Bundesrepublik dem Land erlassen, aus Schweden ist ein 100 Millionen Dollar dickes Entwicklungspaket versprochen.

Und nun hängt sich sogar Jewel Howard- Taylor an den weiblichen Trend, einstige Schönheitskönigin, ehemalige First Lady, bis 2006 Frau des Kriegsherrn Charles Taylor. Wegen angeblich nach wie vor bestehender Verbindungen zu ihm hat ihr der Weltsicherheitsrat verboten, ins Ausland zu reisen.

Aber während ihr Gatte das Land ausplünderte und alle nur erdenklichen Grausamkeiten wenn nicht selbst beging, so doch zumindest seinen Kindersoldaten befahl, habe sie sich, wie sie sagt, um Wohltätigkeiten aller Art gekümmert.

So war sie auch in schlimmsten Zeiten ein guter Mensch, davon sind immerhin genügend Liberianer überzeugt.

Nun ist Howard-Taylor gewählte Senatorin von Bong County, eine angesehene Persönlichkeit und noch immer charismatische Schönheit. Mit Abschlüssen in Betriebswirtschaft und demnächst auch in Jura, den ganzen Tag hart arbeitend unter einem Christus-Bild in Pastellfarben, gleich gegenüber einer Reihe von Fotos, die sie mit Hillary Clinton zeigen, als beide noch First Ladys waren.

Als wir fragen, wie es wohl weitergehe mit ihr und mit Liberia, da strahlt uns eine wunderbare Zukunft entgegen.

Denn vielleicht wird Howard-Taylor ja bald erreichen, was Hillary Clinton versagt geblieben ist, nämlich selber Präsidentin zu werden. Wenn der Sicherheitsrat nur endlich diese schreckliche Reisesperre aufhebe.

DIE PRÄSIDENTIN. Ellen Johnson-Sirleaf, die Inkarnation der neuen Zeit und letztlich auch der alten. Sie ist schließlich die Chefin hier. Sie ist die Macht. Sie ist die Autorität.

Afrika liebt seine Autoritäten von alters her, ja, sagt die Präsidentin, das ist ein Teil unserer Geschichte. Einst die Stammesführer, danach die Despoten.

Ein Big Man löste den anderen ab, und sie übertrafen einander in ihrer Grausamkeit und ihrer Gier, und immer war die Macht in einer einzigen Person konzentriert.

Das, sagt die Präsidentin, werde sich nun ändern. Hoffentlich, schickt sie hinterher.

Vorerst jedoch wird sie diese Rolle der Starken spielen. Ma Ellen, wie die Leute sie nennen, eine Art Big Man in Frauengestalt.

Sie soll sagen, wo es langgeht.

Ihr Konterfei prangt auf den Hüfttüchern der Frauen, und Massen von Menschen umringen sie, wenn sie auf ihren vielen Touren durchs Land immer wieder aus ihrem Geländewagen mit dem Staatswappen steigt, über einen kleinen, mit rotem Samt bezogenen Trittschemel.

Dann verteilt sie hart gekochte Eier und Kekse, vor allem an die Kinder, und zudem sagt sie mahnende Worte darüber, wie wichtig das Lernen sei und wie wichtig die Disziplin, während sie den Erwachsenen einschärft, dass es Zeit sei, sich anzustrengen, jeden Tag und bei allem, was sie begännen.

So erleben wir sie auch im Fußballstadion von Monrovia, wo sie vor 2437 Studenten spricht, die ihr Examen feierlich begehen. Mit dem Halleluja von Händel aus der Nordkurve und in schwarzen Talaren in der schlimmsten Mittagshitze, die größte Studienabschlusszeremonie, die es je gegeben hat in Liberia.

Es ist die erste seit 1990, und alle sind da, die durchgehalten haben in Krieg, Armut und Leiden. So wendet sich die Präsidentin an jene, die womöglich ein ganzes Jahrzehnt benötigten, um eine einzige Prüfung abzulegen, und auch an die, die einst Kombattanten waren und nun wieder produktive Mitglieder der Gesellschaft seien und auf die nun alle stolz sein sollten.

Jeder Einzelne von euch, sagt die Präsidentin, hat einen schweren Weg hinter sich, und ihr alle habt euch entschieden, nicht Opfer unseres ererbten Elends zu sein. Dann schüttelt sie 2437 Absolventen die Hand und überreicht ihnen ihre Urkunden auf der Tribüne unter einem Baldachin.

Uns empfängt die Präsidentin ein paar Tage später mit einem Tross aus Sicherheitskräften und Pressesekretären in einer Art Interview-Zelle im Innenministerium.

Ein kleiner, nüchterner Raum mit nichts als einem auf Hochglanz polierten Tisch, hinter dem sie thront mit ernstem Gesicht und traditionellem Kopfputz, die Leibwächter unmittelbar neben sich.

Johnson-Sirleaf, Jahrgang 1938, vier Kinder, sechs Enkel, die alles neu und alles besser machen soll im Land, gehört zur ältesten Garde der liberianischen Politik.

Eine schillernde Figur, eine Ökonomin mit Abschluss in Harvard, eine Frau des Establishments, die bereits 1979 zum ersten Mal Finanzministerin wurde. Und die dann, in den 1990er Jahren, sogar eine Zeit lang Charles Taylor unterstützte.

Wahrscheinlich, so sagen Kritiker, sogar länger, als sie zugeben will - auch wenn daraus dann nicht viel folgen würde. Ein Bericht, der solche Behauptungen erhebt, ist jedenfalls vom Parlament bis auf Weiteres eingefroren worden.

Auch Johnson-Sirleaf war immer wieder weg. Jahre verbrachte sie im Exil, in Kenia und in den Vereinigten Staaten, wo sie unter anderem das Entwicklungsprogramm der UNO leitete und danach für die Weltbank tätig war. Vielleicht sind so ihre Welten zusammengerückt.

Afrika und Amerika, die hoch entwickelte Gesellschaft und die traditionelle.

Als sie zurückkehrte in ihr Land, im Alter einer Großmutter, begann sie zwar, bunte Kleider zu tragen: grün, gelb, rot, blau, große Muster, Puffärmel, Rüschen und auf dem Kopf kunstvoll drapierte Tücher. Aber viel mehr als Folklore, ein bisschen Farbe, ein paar Tänze müssen, wenn es nach ihr geht, nicht übrig bleiben von dem, was man so an Traditionen kennt in Liberia.

Der Rest kann weg, sagt sie in dem nüchternen Raum an dem glänzenden Tisch, an dem sie mit geradem Rücken sitzt. All die alten Gewohnheiten. Die kollektive afrikanische Gesellschaft. Die Tradition, sich vor Verantwortung zu drücken und andere machen zu lassen.

Das System der Großfamilie, vor dem jede rechtsstaatliche Institution kollabiert, wenn die Verwandten wichtiger sind als die Gesetze. Deshalb, sagt die Präsidentin, müssen wir wirklich alles modernisieren, nicht nur unsere Umgebung dort draußen, sondern auch unsere Herzen und unsere Hirne, unsere gesamte Mentalität. Wie soll sich Afrika sonst behaupten?

Und was, Frau Präsidentin, ist mit unserer europäischen Vorstellung, dass es doch eine spezifisch afrikanische Weise gibt, Politik zu machen und das Zusammenleben zu gestalten? Wir ahnen schon, was Johnson-Sirleaf antworten wird: Puren Romantizismus nennt sie das, und dass es auf Institutionen ankomme, auf Engagement und Kontrolle, auf verantwortliche Individuen. Auf eine moderne Gesellschaft eben.

Das ist es, was Ma Ellen ihrem Volk zu sagen versucht. Auch wenn es lange dauern mag, bis man sie hören wird in den Hütten im Regenwald. Und wer weiß, ob ihr nicht doch wieder ein Big Man mit seinen Waffen zuvorkommen wird.

Noch jedenfalls halten andere das Land zusammen. Die gigantische Maschinerie der internationalen Gemeinschaft, ohne die hier gar nichts ginge.

Noch am selben Abend finden wir uns wieder in der ganz und gar globalisierten Parallelkultur, die Liberia am Leben hält.

Dann sitzen wir im Royal Hotel in Monrovia, in dem jetzt ein Sushi-Restaurant aufgemacht hat. Die Temperaturen sind arktisch, das Dekor ist asiatisch, die Kleidung der afrikanischen Kellnerinnen ebenso.

Versammelt im eleganten Halbdunkel scheint die halbe UNO zu sein, zumindest, was ihr Personal aus den reichen Ländern betrifft. Wir wiederum speisen mit einer brasilianischen Internistin im schulterfreien kleinen Schwarzen, die in einem Kinderkrankenhaus der "Ärzte ohne Grenzen" arbeitet, sowie einem libanesischen Geschäftsmann, einem Angehörigen jener alteingesessenen Minderheit, welche die Ökonomie des Landes in Gang hält.

Am Tisch ferner drei ebenso freundliche wie breitschultrige Herren aus Südafrika beziehungsweise Neuseeland. Im Dienste einer privaten Sicherheitsfirma namens "Global Strategies Group" mit Sitz im nigerianischen Lagos haben die Herren den Wachschutz für eine riesige Militärbasis der liberianischen Armee am Stadtrand von Monrovia übernommen, die sich zurzeit offenbar noch nicht einmal selbst beschützen kann. Ein Einsatz, der angeblich ein Geschenk der USA an das neue Liberia ist. Das Sushi ist übrigens hervorragend.

Tatsächlich hat sich, um Liberia wieder auf die Beine zu bringen, die gesamte zivilisierte Welt zusammengetan.

Seit Beginn des Waffenstillstands, 2003, gibt die internationale Gemeinschaft jährlich Milliarden Dollar aus und schickt Tausende von immer neuen Blauhelmsoldaten aus 46 Staaten hierher, dazu Polizisten und unzählige zivile Helfer.

Ein ungeheuerlicher Aufwand an Menschen und Material, bereitgestellt für mindestens sieben Jahre, vermutlich noch viel länger.

Ein Paralleluniversum aus Sandsäcken und Stacheldraht, aus Betonschutzwällen, Beobachtungstürmen und Checkpoints, aus weiß lackierten Fahrzeugen und frisch gewaschenen Uniformen, mitten im afrikanischen Alltag. Lauter hierzulande fremdartige Gesichter von Bangladeschis, Pakistanis, Jordaniern, Äthiopiern und vor allem Chinesen, die hier die Hauptarbeit erledigen, stets von ausgesuchter Freundlichkeit.

Versorgt wird dieser Kosmos mit Lieferungen deutscher Markenbutter, mit Milch, mit Tiefkühlkost, mit Lebensmitteln, die wie die Menschen um die halbe Erde gereist sind.

Wir sehen, wie die Pakete aus einem Kühltransporter ausgeladen werden, eines Nachmittags, als wir eine indische Antiterroreinheit auf ihrem Stützpunkt besuchen. Frauen allesamt, denn kürzlich hat die UN beschlossen, dass auch bei Friedensmissionen Geschlechtergerechtigkeit hergestellt werden solle. Nach der Schicht zum Schutz des liberianischen Innenministeriums, in Kampfanzügen und mit

Haarnetzen, versuchen die Inde rinnen, Kindern aus der Nachbarschaft indischen Tanz beizubringen.

Ansonsten üben die Blauhelme mit den liberianischen Sicherheitsorganen Verteidigungsstrategien, Häuserkampf und demokratisches Benehmen. Bauen Straßen und Brücken sowie kleine Monumente aus weiß getünchtem Beton zur Erinnerung an ihren eigenen historischen Einsatz.

Die Chinesen haben gleich einen kompletten Militärstützpunkt für 500 Soldaten geliefert, im Norden, beim Städtchen Gbarnga. Allerdings beklagt sich der chinesische Botschafter anlässlich der feierlichen Übergabe ausgerechnet bei uns, dass die Liberianer erstens nicht wüssten, dass man einen Wasserhahn wieder zudrehen müsse vor dem Schlafengehen, und dass, zweitens, schon jetzt die Hälfte der Ausstattung gestohlen worden sei.

Eines Nachts gehen wir dann auf Streife mit einer Spezialeingreiftruppe der liberianischen Polizei, die beraten und begleitet wird von Paramilitärs aus Kenia und aus Serbien, zwei schweren, überaus angenehmen Kerlen. Während wir mit Höchstgeschwindigkeit durch die dunkle Stadt brausen und über eine bessere Zukunft für Liberia plaudern, vergessen wir fast, dass die kenianischen Paramilitärs im eigenen Land im vorigen Jahr die Opposition niedergeknüppelt haben.

An den serbischen Kollegen stellen wir dann aber doch eine Frage. Lieber Freund, fragen wir, was hast du denn eigentlich während des Krieges auf dem Balkan gemacht?

Da dreht er sich zu uns um und antwortet mit weichem slawischem Akzent:

Ach, sagt er, ich glaube, ich habe viel Schlechtes getan.

Am Ende tauschen wir Telefonnummern aus, die Umarmung des Kenianers raubt uns fast den Atem, und der Mann aus Serbien versichert, dass er in der UNKantine stets gerne mit seinen bosnischen und auch den kroatischen Kollegen zu Mittag esse.

So mühen sich alle ab, wie sie nur können.

Alles, um zu beweisen, dass es eben doch geht. Dass, wenn die Welt nur will, auch der kaputteste Staat stabilisiert und am Ende womöglich sogar zu einer funktionierenden Demokratie entwickelt werden kann.

Und wenn nicht? Was wird dann aus Liberia? Was aus all den anderen sogenannten Failed States, den zerfallenden oder gänzlich gescheiterten Staaten, den heutigen und den zukünftigen? Und was bleibt überhaupt von der Idee der Friedensmissionen, falls diese hier, die bisher aufwendigste von allen, am Ende nichts gebracht haben sollte?

Gebete nützen natürlich immer.

Vielleicht nicht der UN. Aber zur allgemeinen Errettung aus allen Jammertälern.

Denn worum immer ihr bittet im Namen Jesu, das wird euch gegeben werden, und jetzt Amen und ein Halleluja, Hauptsache laut, Hauptsache inbrünstig, aber an diesem Sonntag sind die Lobpreisungen der Gemeinde im Klassenraum einer Schule am Rand von Monrovia noch längst nicht gewaltig genug.

Deshalb heizt der Pastor noch einmal richtig ein, und er brüllt ins Mikrofon und rennt auf und ab in seinem durchschwitzten Seidenhemd und in seinen ehemals weißen Schuhen, jaaah, gebt mir ein Halleluja!, ruft er, sodass seine Stimme röhrt und fiept.

Pastor Brown, nach eigenen Worten Gründer, Chef und nationaler Oberaufseher der "Faith-Out-Ministry Inc.", seiner ganz persönlichen Pfingstkirche, ist Spezialist für Lautstärke. Schon weil er unter der Woche draußen predigt, auf einer kleinen Asphaltinsel mitten auf einer sechsspurigen Straße direkt unter einem Wachturm der UN. Und sonntags in dieser Schule schadet es ebenfalls nichts, einige Dezibel zuzulegen.

Denn nichts, sagt Pastor Brown, kann uns besser helfen als der Herr, nicht die Bürgermeisterin, nicht die Präsidentin, nicht die UNO. Und allen ist klar, dass ihr Pastor, ein Mann von 35 Jahren mit vorzeitig gealtertem Gesicht, weiß, wovon er spricht.

Weil er selbst errettet worden ist.

Sogar aus den Fängen des Teufels, dem er, sagt Brown, gedient hat, seit er 16 war. Ein Junge vom Land, der weder lesen noch schreiben konnte, war er damals, im Jahr 1990.

Aber irgendjemand hatte ihm eine Waffe in die Hand gedrückt, und plötzlich gehörte er zur Truppe des berüchtigten Kriegsherrn Prince Johnson, der soeben den damaligen Diktator persönlich gefoltert und getötet hatte. Ein schneller Aufstieg war das dann, zum Kommandanten noch jüngerer Kindersoldaten, und jetzt gab es nur noch Drogen bis zum Anschlag und die schlimmsten Grausamkeiten ohne eine Sekunde der Gnade.

Bis der Bürgerkrieg irgendwann eine Pause machte. Und da ereilte Brown der Ruf des Herrn. Denn wahrscheinlich braucht auch der Herr Kämpfer, Draufgänger für das Reich Gottes, und tatsächlich haben eine ganze Reihe der früheren Kombattanten sich dann dem Allerhöchsten angeschlossen. Nicht nur Pastor Brown, sondern etwa auch der Warlord Prince Johnson, der jetzt ebenfalls Prediger ist und übrigens auch Senator.

So fragen wir sonntags in der Schule:

Pastor Brown, die Grausamkeiten, die Sie begangen haben, wie leben Sie und Ihre Gemeinde damit? Man muss fallen, sagt Pastor Brown, bevor man aufstehen kann, das wisse auch seine Gemeinde, die ihm das größte Vertrauen entgegenbringe.

Weil er nichts verleugne und nichts verberge, er, einer von Zehntausenden ehemaliger Kindersoldaten und Kämpfer.

Irgendwie müssen sie alle zurechtkommen in dieser Nachkriegsgesellschaft.

Sie sitzen auf Kautschuk-Plantagen, die sie sich unter den Nagel gerissen haben, pflegen ihre alten Kommandostrukturen, und wir sehen, wie sie herumhängen in den Städten am Rande der Märkte. Erst vor Kurzem haben einige Hundert von ihnen in Gbarnga einen Aufstand angezettelt, den die UNO niedergeworfen hat mit großen Mengen von Tränengas, nachdem all die Wiedereingliederungsprogramme offenbar wenig genutzt hatten.

Pastor Brown hingegen ist vom Herrn selbst wiedereingegliedert worden, und deshalb verkörpert er für seine Gemeinde die allergrößte Hoffnung: Wenn Gott jemanden als sein Werkzeug benutze, dessen Leben so vollständig versaut war wie seines, das sind

die Worte des Pastors, dann gebe es für weniger schwere Fälle erst recht Grund zur Zuversicht.

Wieder folgt ein Halleluja auf das andere, während nun auch noch ein kleines, spindeldürres Mädchen namens Allita zum Mikrofon greift. Allita ist elf Jahre alt, und Pastor Brown hat ihr in seiner Kirche den Posten des Assistance Director of Praise and Worship gegeben, womit sie also verantwortlich ist für Lobpreis und Anbetung. Und als sich ihr Kinderstimmchen in Girlanden zu Ehren Gottes windet und ihre Füße in zu großen Schuhen schnell über den Boden tänzeln, kann sich niemand mehr halten auf den Schulstühlen. Gesang aus vollsten Kehlen, die Arme fliegen gen Himmel, und auch wir springen auf und schwingen die Hüften.

Hier ist nun endlich alles, was der Mensch braucht. Hier ist die Gegenwart des Herrn, hier ist Verheißung für die Zukunft und auch Vergebung für alle Schuld der Vergangenheit. Und jeder, ruft Pastor Brown in das Entzücken der Gemeinde hinein, solle auch bitten um Geld und Erfolg, wobei absolut sicher sei, dass ihm nichts verwehrt werde.

Auch so kann also aus Krieg Frieden werden.

Denn was nützen sämtliche Blauhelme, saubere Straßen, die fähigsten Regierungen und weibliche Aushängeschilder, wenn sich nicht jeder Einzelne versöhnt? Und zwar zuallererst mit sich selbst und der eigenen Geschichte.

Während das Mädchen Allita singt und singt, als wollte es nie wieder aufhören, und Pastor Brown mit einer Plastiktüte abgegriffene Geldscheine einsammelt, als Investitionen in den guten Willen des Herrn und also in die Zukunft, ist an diesem schweißnassen, dampfenden Vormittag eines gewiss: dass längst noch nicht alles verloren ist.

Weil nicht alles verloren sein darf.